

VORWORT

In diesem Buch wird keine rosarote* Lovestory erzählt. Im Verlauf der Reihe** wirst du mit Themen konfrontiert, die verstören oder gar triggern könnten. Welche das genau sind, kannst du auf der Internetseite des Federherz Verlags nachlesen.

Wenn du die Moral der Geschichte suchst, wirst du sie finden.

Doch es gibt Abgründe, in denen du versinken könntest, ehe du am Ziel bist. Es sei denn, du lässt dich retten.

Die Frage ist nur ... von wem?

Was, wenn die Helden der Geschichte in Wahrheit gar keine Helden sind?

Was, wenn du dich auf die falsche Spur führen lässt?

Was, wenn sie dich etwas glauben lassen, was dich am Ende dein Herz kosten könnte?

Denn nichts anderes ist der Einsatz, wenn du an dieser Stelle weiterliest.

Dein Herz.

Bist du bereit, es zu verlieren?***

** Im Vergleich zu The Gang allerdings schon. Apropos The Gang: Möglicherweise werden euch ein paar bekannte Personen im Verlauf der Geschichte wiederbegegnen. Du kannst diese Reihe aber auch völlig ohne Vorkenntnisse lesen.*

*** Dieses Buch ist Band eins einer Dilogie und behandelt die Geschichte von Paige und den Zwillingenbrüdern Francis und Jules. Doch auch einige Nebencharaktere solltest du nicht leichtfertig abstempeln. Weitere Paarkonstellationen sind in Planung – und am Ende wird alles viel mehr zusammenhängen, als es am Anfang vielleicht den Eindruck macht ...*

**** Diesmal wirklich, ich verspreche es!*



PROLOG

PAIGE

Fünf Jahre zuvor

Das Geschrei der Leute war ohrenbetäubend. Es dröhnte in meinem Kopf, sorgte dafür, dass ich versucht war, meine Hände auf die Ohren zu pressen. Doch statt auf meine legte ich sie auf die Ohren meiner Schwester, die ich fest in meinem Arm hielt.

»Sieh nicht hin, Lizzy!«, flüsterte ich wie ein Mantra vor mich hin und merkte, wie sich die Panik als schwerer Klumpen in meinem Bauch sammelte.

Aus ihren kugelrunden, dunklen Augen sah sie mich an. Die Angst blitzte in ihnen auf, spiegelte meine eigenen Emotionen. Wir mussten hier weg. Und zwar am besten so, dass Lizzy die Leichen, die auf der Tanzfläche lagen, nicht sah. Sie war zu jung dafür.

Verdammt, ich war ebenfalls zu jung. Mit meinen achtzehn Jahren war ich gerade so volljährig. Doch ich musste stark sein. Für sie.

Hektisch blickte ich mich um und presste Lizzy gleichzeitig an meine Brust, damit sie nicht das sah, was sich in diesem Moment vor meinen Augen abspielte.

In dem dunklen Raum gingen die zwei verfeindeten Gangs

aufeinander los. Ich sah unsere Freunde, wie sie versuchten, gegen die Angreifer anzukommen. Sie schrien. Gläser klirrten, als sie diese als Wurfgeschosse zweckentfremdeten. Über der Szenerie lag der Geruch nach Blut und dem harten Alkohol, der von den Wänden und den Möbeln rann und in Pfützen auf dem Boden mündete.

Vermutlich war es nicht sonderlich angemessen, dass mir in diesem Moment die Frage durch den Kopf schoss, wer diese Sauerei morgen sauber machen würde.

Ray nicht.

Der Mann, der mich vor einiger Zeit in ihre Reihen aufgenommen hatte wie ein Vater, lag blutüberströmt am Boden.

Das Gehirn nutzte manchmal merkwürdige Verdrängungsmechanismen, weil es der grausamen Realität nicht standhalten konnte. Ohne zu blinzeln – und ohne eigentlich zu verstehen, was hier passierte –, musterte ich ihn auf erschreckend nüchterne Weise. Ich fühlte mich innerlich taub. *Ebenfalls tot.* Tiefrot glänzendes Blut verunstaltete sein Gesicht derart, dass ich seine Züge nicht mehr ausmachen konnte. Ich erkannte ihn lediglich an seiner Figur und dem schwarzen Shirt mit dem weißen dreieckigen Emblem des *Diavolos*, über dem sein Name aufgedruckt war. Ray stand da. Der Druck blätterte an vielen Stellen ab und zeugte davon, wie häufig das Shirt gewaschen und getragen worden war. Ray. Mein Sozusagen-Vater. Der Mann, der dafür gesorgt hatte, dass die allesamt straffälligen jugendlichen und jungen erwachsenen Mitglieder der Underground-Bande sich nicht gegenseitig die Köpfe einschlugen. Sein Körper war verdreht und an der Stelle, an der seine Augen sein müssten, traf mein Blick auf grausame, blutige Leere. Seine Augen waren wirklich leer – im wahrsten Sinne des Wortes. Es fehlte ihnen nicht nur der lebendige Glanz, nein. Die Kids der *Black Eyes* sammelten Augäpfel als Zeichen ihres Sieges.

Und nun gehörten Rays Augen dazu.

Ob sie sie in einem Einmachglas sammelten wie in diesen gruseligen Ekel Filmen über Psychopathen?

Eine Übelkeitswelle erfasste mich und begrub meine unpassenden Gedanken unter sich. Hastig schluckte ich die auf-

steigende Magensäure herunter. Es brachte niemandem etwas, wenn ich meine Emotionen nicht unter Kontrolle hatte.

»Paige, werden wir sterben?«, hörte ich meine Schwester gedämpft in mein T-Shirt sprechen. Sie klang erstaunlich klar und abgebrüht für ihre zehn Jahre.

Kein Wunder, wenn man in solch einer Umgebung lebt.

Ich presste sie fester an mich, wandte den Blick von dem blutigen Kampfgetümmel ab und rutschte mit Lizzy im Arm weiter unter die Theke, unter der wir uns seit einiger Zeit versteckten.

Die bunten Farbkegel der Lichtmaschine tanzten weiterhin durch den Club, als wäre das hier nur eine stinknormale Party, wie sie an nahezu jedem Tag im *Diavolo* stattfand.

Aber das hier war ein feiger Angriff auf unser Zuhause.

»Wir werden nicht sterben«, behauptete ich fest und versuchte, selbst an meine Worte zu glauben. Angst war an dieser Stelle nicht angebracht. Ich musste Lizzy schützen. Notfalls mit meinem Leben.

Wo blieb Caleb?

Als diese Horde Gangmitglieder das *Diavolo* überfallen hatte, war er verschwunden. Ich glaubte nicht, dass er mich und Lizzy unserem Schicksal überlassen würde, und auch nicht, dass er abgehauen war. Caleb verfolgte sicher einen Plan. Er würde uns hier rausholen. Ich wusste, dass mein Freund in krumme Dinge verstrickt war, aber dass es in diesen illegalen Geschäften um Leben und Tod ging, war mir neu.

Ein gellender Schrei erregte erneut meine Aufmerksamkeit. Ich lugte vorsichtig durch einen Schlitz im Holz und erkannte einen ganz in Schwarz gehüllten Mann, der ein ebenfalls schwarzes Tuch über das Gesicht gezogen hatte. Nur seine Augen blitzten hervor. Er stand über einer Frau aus unserem Club. Mary. Die gute Seele unserer *Familie*.

»Wenn ihr nicht wollt, dass ich diesem jungen Ding die Kehle aufschlitze, bringt mir Tiger!«, dröhnte die tiefe, marker-schütternde Stimme des Mannes durch den Raum und mir stellten sich prompt die Nackenhärchen auf. »Nur diesem Wichser habt ihr es zu verdanken, dass das«, der Kerl deutete mit einem Arm auf den chaotischen Tanzbereich, der mit Blut

besudelt war, »heute passieren musste. Er hat sich an unserer Königin vergriffen! Wenn ihr mir seine Eier nicht auf dem Silbertablett servieren wollt, schlage ich vor, ihr sagt mir, wo er ist, dann sind wir weg und niemandem muss mehr etwas passieren!«

Marys Schrei kroch in meine Eingeweide, als der Typ sie grob zu Boden stieß und mit seinem Stiefel auf der Wange unten hielt. Ich unterdrückte mühsam ein Schluchzen und presste meine Schwester eng an mich. »Es wird alles gut«, flüsterte ich leise, obwohl meine Hände nach wie vor auf ihren Ohren lagen. Vielleicht redete ich es auch mir selbst ein.

Unsere Freunde – die, die überlebt hatten – sammelten sich genau vor dem Barbereich, hinter dem ich mich mit Lizzy verschanzi hatte. Das leise, aufgeregte Tuscheln verriet mir eindeutig, dass niemand wusste, wo Tiger steckte. Der Boss unserer Organisation war wie ein Mysterium, von dem man nur seinen Decknamen kannte. Niemand wusste, wer er war, dabei hielt er uns am Ende alle zusammen.

Ja, dieser Club, meine Familie, war alles andere als das, was man gemeinhin unter einer Bilderbuchfamilie verstand. Sie alle schleppten eine dunkle Vergangenheit mit sich herum, und doch waren gerade sie es, die mir vorbehaltlos ein neues Leben ermöglicht hatten. Mir und Lizzy.

»Tiger!«, erinnerte der Mann grollend und drehte seine Stiefelspitze auf Marys Wange, »komm raus, wenn du nicht willst, dass wir hier ein Massaker anrichten!« Ihr gellender Schrei flutete den Raum und sorgte dafür, dass mir eine kribbelnde Kälte über die Wirbelsäule lief.

Niemand kam. Natürlich nicht. Tiger – wer auch immer er war – würde nicht einfach aus seiner Deckung spazieren. Egal, wie wichtig die Familie ihm auch war. Sein Schutz war ihm wichtiger. Denn am Ende war er der Schutz für uns alle.

»Okay, ihr habt es nicht anders gewollt. Richtet Tiger schöne Grüße aus.« Dann holte er mit seinem Stiefel aus und trat Mary so fest gegen den Kopf, dass sie schlaff in sich zusammensackte. Mein Herz raste, als ich mit ansehen musste, wie er ein Messer zückte und zuerst ihre Augen aus ihren Höhlen pulte, bevor er ihr das Messer in den Oberkörper stach.

Atmen, atmen, atmen, jagte durch mein Hirn, während ich den Kopf zu meiner Schwester wandte. Ich sah in ihre Augen, als das tosende Gebrüll von Neuem begann. Es wurde immer lauter, wütender, rasender. Ich umklammerte Lizzy und versuchte, die Geräusche auszublenden. *Ich musste auf sie aufpassen*. Ich war alles, was ihr noch geblieben war.

Irgendwann war es still. Der metallische Geruch von Blut erfüllte das *Diavolo*, aber ich blieb sitzen. Still und gefangen in einem Albtraum, aus dem ich nicht allein herauskam. Bis ich eine vertraute Stimme vernahm. »Paige?«, fragte Caleb und sein Gesicht tauchte neben mir auf. Erleichterung stand in ihm geschrieben, als er erkannte, dass ich unverletzt war. »Komm her, mein Mädchen«, flüsterte er und zog mich und Lizzy in seine starken Arme. »Es tut mir so leid, dass du das sehen musstest«, sagte er über ihren Kopf zu mir. »Ich habe euch nicht gefunden. Ich bin so froh, dass ihr beide in Ordnung seid.« Er warf einen knappen Blick auf die Tanzfläche in meinem Rücken, bevor er mich wieder ansah. Seine Augen waren dunkel. Das schlechte Gewissen stand deutlich in ihnen geschrieben.

Ich schüttelte den Kopf, presste meine Schwester an mich und sah meinen Freund ausdruckslos an.

»Ich muss sie hier wegbringen, Caleb«, sagte ich mit monotoner Stimme, die der eines Roboters sehr nahekam. Dieses Leben hier war nichts für meine kleine Schwester. Ich wollte nicht, dass sie eines Tages wie Mary endete – als Opfer eines Bandenkrieges.

»Wir kümmern uns darum«, versprach Caleb und zog mich und Lizzy weiter nach hinten. Ich war so froh, dass er wieder da war. Mit ihm an meiner Seite war ich sicher. Er war schon einmal meine Rettung.

Er war mein Fels.

Mein Leben.



EINS



PAIGE

Heute

Ihr müsst mir glauben, dass ich eigentlich nicht so bin. Weder trinke ich übermäßig noch komme ich auf die durchaus als moralisch fragwürdig einzustufende Idee, meinen Körper zu verkaufen.

Aber besondere Situationen erfordern besondere Herangehensweisen. Das wusste schon meine Mum, die mich und meine kleine Schwester unserem Schicksal überlassen hat, als ich halbwegs alt genug war, um für uns beide sorgen zu können. Ihre besondere Situation war ihr neuer Freund, der ihr ein Leben außerhalb des Londoner Slums offeriert hat. Die einzige Bedingung: Er wollte keine Kinder. Und Mum hat nicht lange gezögert, was dazu geführt hat, dass ich mit frischen achtzehn Jahren die Mutterrolle für meine damals zehnjährige Schwester übernommen habe.

Meine besondere Situation versuche ich mit dem dritten (okay, zugegeben: Ich habe aufgehört zu zählen) Martini aus meinem Kopf zu verdrängen.

»Noch so einen!«, rufe ich, als der Barkeeper in meinem verschleierte Blickfeld auftaucht. Mein Vorhaben trägt erste Früchte.

Ich zwingen mich zu einem, wie ich meine, hoheitsvollen Lächeln und hebe mein leeres Glas ladylike in die Luft. Schließlich befinde ich mich in einem der teuersten und exklusivsten Clubs Londons. Auch wenn ich beschwipst bin, sollte ich besser meine Contenance wahren. Ich bin noch nicht betrunken genug und will nicht auf die Straße gesetzt werden, weil ich die Regeln verletze. Es war schwierig genug, den strengen Blick des Türstehers zu bestehen.

Normalerweise kommen Frauen wie ich nämlich nicht in diese Art Clubs. Doch es hat einen Grund, warum ich ausgerechnet hier sein will. Stundenlang habe ich mich in Schale geschmissen, mein letztes Geld für dieses Outfit ausgegeben, und hatte schlussendlich Erfolg.

Und ich will mir die Kante geben, weil ich in Wahrheit immensen Respekt vor meiner eigenen Entscheidung habe. Aber mir bleibt nichts anderes übrig.

Ich zupfe unbehaglich am Saum meines Kleides und drapiere meine Clutch auf dem dunkel glänzenden Holztresen vor mir. Das kleine Schwarze erschien mir für den heutigen Abend angemessen – einmal, weil ich damit symbolisch mein altes Leben zu Grabe trage (normalerweise bin ich auch nicht so dramatisch, aber die Umstände, ihr wisst schon ...), und weil es elegant ist. Angemessen elegant für einen Club wie das *Devilish Sins*. Der Club ist berüchtigt für das, was sich angeblich in seinem Keller abspielt. Teuflische Sünden – ja, man muss kein Hellseher sein, um zu verstehen, dass dort unten vermutlich Sexpartys der verdorbensten Art gefeiert werden.

Meine zukünftigen Kunden kehren wohl gern hier ein, so die Gerüchte, die ich im Internet gelesen habe. Denn der Besitzer des Clubs ist gleichzeitig der Chef der Escort-Agentur.

Falls ich den Job denn bekomme. Allein bei dem Gedanken an meinen Plan läuft mir eine Gänsehaut über den Rücken.

Ich will das nicht. Aber ich muss – weil mir die Optionen ausgehen.

Mein Blick schweift durch den dunklen Barbereich. Er wird von leiser Musik beschallt, die das angeregte Murmeln der anwesenden Gäste überdeckt. Das Publikum, das hier am Tresen und an den vereinzelt aufgestellten Stehtischen zu

sehen ist, wirkt vernobt, aber keinesfalls so, wie ich mir die Teilnehmer solcher verruchten Partys vorstelle. Sie unterhalten sich, vermutlich über die Geschäfte, die sie in den umliegenden Kanzleien und einflussreichen Firmen am Tag getätigt haben. Ich befeuchte meine Lippen mit der Zungenspitze und streiche so unauffällig wie möglich mit meinen schwitzigen Händen über meine Oberschenkel.

Im hinteren Bereich des dunklen Saals liegt die kleine Tanzfläche, die nur spärlich besucht ist. Lediglich ein Paar tanzt eng umschlungen in einem langsamen Takt zur ebenso langsamen Musik. Ihre Bewegungen sind fließend, abgestimmt und so uneindeutig eindeutig, dass es im Bereich des Möglichen liegt, dass sie gerade Sex haben. Ich blinzele und wende den Blick ab.

Bald könnte ich schon an der Stelle der hübschen Frau sein.

Heute bin ich lediglich hier, um zu beobachten. Denn wenn es etwas gibt, das ich nicht leiden kann, ist es, unvorbereitet zu sein. Dass ich mich nicht ansatzweise bereit genug fühle, um als Escort-Dame zu arbeiten, reicht mir vollkommen.

Der Gedanke setzt sich in meinem Bauch fest und beschert mir ein unterschwellig aufkeimendes Übelkeitsgefühl.

In diesem Moment schiebt der Barkeeper mir mein geordnetes Getränk entgegen. Ich nuschte mit gesenktem Kopf einen Dank und ziehe das Glas zu mir heran. Doch statt mit den Bestellungen fortzufahren, bleibt er stehen. Ich hebe den Kopf und stoße auf musternde Augen, die nur kurz auf meinen verweilen. Seine Mundwinkel umspielt ein schmales, wissendes Lächeln, als er an mir hinabsieht, während er sich mit den Ellenbogen auf dem Tresen abstützt.

Er trägt, wie jeder Angestellte hier, ein enges, schwarzes Hemd und sieht ziemlich gut aus. Leicht untertrieben, doch ich will mich nicht weiter mit seiner Attraktivität auseinandersetzen, sondern entkomme seinem intensiven Blick, indem ich kurzerhand den Martini hinunterkippe.

Der Alkohol legt sich wie ein Film auf meine Zunge und kurz darauf auf meine Synapsen, um sie binnen Sekunden weiter zu betäuben. Hervorragend.

Mein Denken verschwimmt mit jeder Sekunde mehr.

Als der Mann immer noch keine Anstalten macht, zu verschwinden, versuche ich mich an einem ungelenkten Augenbrauenwackeln. Die Lippen des Südländers verziehen sich zu einem Grinsen, dann lehnt er sich auf seine Unterarme gestützt weiter in meine Richtung.

»Das hier ist kein Ort, um sich zu betrinken, Mädchen.« Nun ist er derjenige, der die Augenbrauen lupft, bevor er mit dem Kinn in Richtung der dunklen Tür deutet. Eine unmissverständliche Geste, die ich trotz meines berauschten Zustands verstehe.

Ich soll verschwinden.

»Wo, wenn nicht an einer Bar«, ich nicke ebenso unmissverständlich – wenn auch deutlich wackliger – auf das dunkle Holz zwischen uns, »sollte man sich denn sonst betrinken?«

Ich bin sonst auch nicht so, dass ich meine Zunge nicht unter Kontrolle habe. Ich gehe jeder Konfrontation aus dem Weg, ja, ich rieche sie schon meilenweit im Voraus und mache einen großen Bogen um alles, was so wirkt, als könnte es unangenehm werden.

Ungünstigerweise geht das nicht mehr, seit mein Leben sich von einem Tag auf den anderen in einen Scherbenhaufen verwandelt hat, der nicht mehr zusammensetzen ist. Ich werde meine Komfortzone verlassen müssen, um nicht alles zu verlieren, was mir geblieben ist.

»Das hier ist keine normale Bar«, widerspricht mir der Mann und fährt achselzuckend damit fort, die polierte Fläche zu wischen. »Wenn du dich nicht mehr unter Kontrolle hast, lasse ich dich vor die Tür setzen.«

»Verstanden.« Ich ringe mir ein schmales Lächeln ab und drehe hoheitsvoll den Kopf zur Seite, was keine sonderlich durchdachte Handlung war. Der dunkle Raum verschwimmt vor meinen Augen und ich habe Mühe, meine Sicht wieder scharf zu stellen.

Verdammter Alkohol.

Guter Alkohol.

Gerade so schaffe ich es, meine Haltung zu wahren, und bekomme ganz genau mit, wie der Barkeeper mich beobachtet.

»Bist du eins von Duncans neuen Mädchen?«, fragt er weiter über die Musik und hält inne, um einen knappen Blick zur Seite zu werfen. Ich blinze irritiert und rutsche nervös an den Rand des Barhockers. »Duncan Brady«, fährt er fort und fixiert mich mit einem wissenden Blick, während er nach einem Glas greift. »Du siehst so aus, als wüsstest du genau, was hier passiert«, er zieht einen Mundwinkel nach oben, was aussieht, als würde er mich belächeln, »obwohl du eigentlich gar nichts weißt.«

Damit hat er wohl recht. Duncan Brady ist tatsächlich der Name des Mannes, mit dem ich morgen ein Vorstellungsgespräch der besonderen Art haben werde. Ich denke nicht, dass er meine sexuellen Talente testen wird – hoffentlich –, dennoch weiß ich, dass es speziell wird. Und ich habe eine verdammte Angst vor meiner eigenen Entscheidung, diese Escort-Sache wirklich durchzuziehen. Doch angeblich zahlt dieser Brady so viel, dass eine Lösung meiner Probleme nicht mehr ganz so abwegig erscheint wie noch vor wenigen Tagen, bevor ich von dieser Möglichkeit erfahren habe. Ich muss es probieren. Für Lizzy.

Dankbar nehme ich das Tequilaglas, das er mir in diesem Moment entgegenschickt, und führe es an meine Lippen. »Zitronen und Salz werden überbewertet«, stellt er amüsiert fest und wendet sich zur Seite. »Duncan mag es nicht, wenn seine Mädchen betrunken sind.«

»Ich arbeite nicht für ihn«, erwidere ich und muss mich an der Kante des Tresens festhalten, um keinen unfreiwilligen Abgang hinzulegen. »Noch nicht.« Die letzten Worte schiebe ich kleinlaut hinterher, doch das ist nichts, was den Barkeeper verwundert.

»Geht aufs Haus«, sagt er nur und wendet sich einer Gruppe Männer zu, die Getränke ordern will. Ein letzter Blick in meine Richtung folgt, der wohl bedeutet, dass ich diese Behandlung in Zukunft nicht als normal annehmen soll.

Aber ich habe auch nicht vor, mich in Zukunft zu betrinken.

Nur heute.

Um diese Scheißnervosität aus meinem Kopf zu bekommen.

Und die Gedanken.

Die Sorgen.

Die ...

Ich stutze, als mein Blick auf einen Mann im Anzug fällt, der nicht weit von mir entfernt steht und mich ansieht. Vor allem, weil er verdammt gut aussieht. Noch besser als der Barkeeper.

Er hat eine athletische, aber nicht zu muskulöse Figur, was man dank des sicher maßgeschneiderten dunkelblauen Anzugs hervorragend erkennen kann. Der teure Stoff wirft nicht eine Falte, die dunkle Krawatte sitzt absolut makellos auf seinem weißen Hemd. Seine dunklen Haare fallen locker und doch ganz sicher genauso gewollt zu einer Seite und ich kann sie schon unter meinen Fingerspitzen fühlen, so weich sehen sie aus. Jeder Haarshampoo-Hersteller würde mit diesem Mann als Markeninfluencer den Hauptgewinn ziehen.

Nur dass er sicher nicht der Typ Mann ist, der sich für solche niederen Tätigkeiten hergeben würde. Alles an diesem Mann wirkt wie Perfektion in ihrer höchsten Form.

Das markante Kinn, das ihm eine ultra strenge Chefattitüde verleiht; der akkurate Dreitagebart, der seine dunkle und irgendwie gefährliche Ader unterstreicht, die dominanten Züge seiner Miene, die mich binnen Sekunden in die Knie zwingen könnten.

Nicht, um dort zu Kreuze zu kriechen, versteht sich. In meinem Nacken kribbelt es gefährlich, als ich mir vorstelle, wie er mich ebenda packt und vor sich auf den Boden drückt, seine Hand an seinen teuren Ledergürtel legt und ...

Fokus, Paige. Ich schlucke hart und versuche, die unpassenden schlüpfrigen Gedanken aus meinem Kopf zu verbannen. Dieser Mann spielt nicht in meiner Liga – und ich bin nicht der Typ Frau, der sich auf einen One-Night-Stand einlässt. Was diese ganze Escort-Sache noch viel mehr wie einen dämlichen Witz erscheinen lässt. Aber wie war das noch gleich? In der Not frisst der Teufel Fliegen. Und ich bin in

Not. Zwar kein Teufel, aber ... ach. Das ist ja nur eine Redewendung. Ich sollte mich fokussieren. Jetzt wirklich.

Allein seine Präsenz ist einschüchternd und löst gleichzeitig ein Gefühl in meinem Magen aus, das ich nicht kenne. Es sind einige Meter zwischen uns und doch fühlt es sich an, als würde er mich mit seinem dunklen Blick festhalten. Seine dichten und natürlich perfekt geformten Augenbrauen ziehen sich leicht zusammen, was sich wie eine Aufforderung anfühlt. Die ich aber vorerst ignoriere, denn das Problem an der Sache ist: Ich sehe doppelt. Neben ihm steht er noch einmal und sieht mich nicht minder intensiv an.

Böser Alkohol. Dabei wollte ich doch genau das hier bewirken. Den totalen Absturz. Da ist er. Wenn ich schon Doppelbilder von absolut perfekten Männern sehe, bin ich wohl betrunkenener als gedacht.

Der Mann nickt so unwirklich, dass ich mir diese Geste nur eingebildet haben könnte, dennoch löst sich ein entzücktes Kichern aus meiner Kehle und ich falle mehr vom Hocker, als dass ich anmutig heruntergleite. Sein Blick liegt weiterhin auf mir, als ich mich fange und auf ihn zuwanke. Es war doch eine Einladung, zu ihm zu kommen, richtig? Ich fühle mich wie magisch von ihm angezogen und mein nicht mehr existentes Denkvermögen wagt es nicht, sich meinem tollkühnen Vorhaben entgegenzustellen. Meine Umgebung nehme ich nur noch wie durch einen besonders realitätsfernen Filter auf Instagram wahr.

Ich neige den Kopf, als ich ihm immer näher komme, doch auch als ich kurz darauf stoppe, um nicht gegen ihn zu stoßen, fügen sich die Bilder vor meinem Auge nicht zu einem zusammen.

Er ist immer noch zwei.

Himmel.

Unwirsch schüttle ich den Kopf und kneife die Augen zusammen. Ein ziemlich aussichtsloser Versuch, mein alkoholisiertes Ich unter Kontrolle zu bekommen.

»Geht es dir gut?«, fragt der Mann mit einer unglaublich tiefen Stimme, die zielgerichtet in meinen Unterleib fährt und dort irgendwelche Hormone anknipst, die mein Blut anheizen.

Vielleicht ist es aber auch einfach der nicht gewohnte Promillegehalt in meinen Adern, der mich jede Vorsicht vergessen lässt. Meine Haut kribbelt an nahezu jeder Stelle, als wäre ich in ein Sprudelbecken gefallen. Wie war noch gleich das richtige Wort dafür? Nicht Sprudelbecken.

Ich suche noch in den hintersten Hirnwindungen nach dem passenden Vokabular, als mich ein Hitzeschauer überkommt.

»Verdammt«, fluche ich leise und schwanke zurück. Ich wollte den Kopf ausstellen, nicht mich ins Koma saufen. Aber so verschwommen, wie meine Sicht anscheinend ist, liegt der Verdacht nahe, hier und jetzt umzufallen.

Da spüre ich einen festen Griff um meinen Oberarm und werde aufrecht gehalten. Der Duft, der mir in die Nase steigt, riecht nach dem Geld, das er gekostet haben muss. Es ist der Geruch der Reichen. Macht. Geld. Einfluss. Das komplette Gegenteil von mir.

Und Dominanz. *Verlockende Dominanz.*

Oh Gott, ich komme nicht mehr ganz klar.

Als ich die Augen wieder öffne, die ich in einem Anflug aus Selbstschutz kurzzeitig geschlossen habe, starre ich geradewegs in moosgrüne Augen, die mich kalkulierend mustern. Auf dem Gesicht des Mannes liegt ein dunkler Schatten. Und obwohl er alles andere als begeistert wirkt, mich betrunkenes Wesen festzuhalten, würde ich am liebsten meine Finger nach ihm ausstrecken. Ich kann die kurzen gepflegten Stoppeln auf seiner Wange beinahe unter meinen Fingerspitzen spüren, so intensiv ist meine Vorstellung.

So intensiv und verlockend, dass meine Finger schon auf seinem Kinn liegen, ehe ich mein Vorhaben überdenken kann. Mit Denken ist es ohnehin ja gerade nicht so weit her bei mir.

Der Mann, und auch sein Doppelbild, das einfach nicht verschwinden will, hält still und scheint ähnlich überrascht von meinem forschen Vorgehen zu sein, so irritiert wie er seine Augenbrauen hebt. Seine Lippen umspielt ein feines, aber ebenso arrogantes Lächeln, als er seine Hand auf meine legt und meine Finger sanft, aber bestimmt von seinem Gesicht entfernt.

»Solange ich nicht weiß, wo du deine Hände vorher hattest, fasst du mich nicht an.«

»Sie ist betrunken, Jules«, mischt sich das Doppelbild ein. »Und ganz offenbar so von deinem Charme geblendet, dass sie der Versuchung nicht widerstehen konnte.« Er lacht leise und entblößt dabei eine Reihe strahlend weißer gerader Zähne.

Die Mimik des anderen hingegen bleibt kühl und forschend. Ich habe das Gefühl, völlig nackt vor ihm zu stehen, dabei richten sich seine Augen lediglich auf meine, ohne an meinem knappen Kleid nach unten zu sehen.

»Zwillinge«, pruste ich verblüfft. So betrunken bin ich dann doch nicht, als dass ich diesen mittlerweile nicht mehr zu leugnenden Fakt übersehen kann.

»Nein, geklont«, widerspricht der freundlich Gesinntere der beiden amüsiert und schiebt seinen Bruder kurzzeitig zur Seite, sodass dieser gezwungen ist, mich loszulassen. »Francis Girard«, stellt er sich mit samtener Stimme vor und lehnt sich vor, um mir einen sanften Kuss auf die Wange zu drücken.

Mich umweht ein ähnlich intensiver Hauch seines Dufts, als er die Bewegung wiederholt und mir im Endeffekt drei Küsse auf die Wangen gibt. Seine Hand bleibt auf meiner Schulter liegen und vermittelt mir neben der Wärme, die sie ausstrahlt, auch eine Art Schutz in diesem unbekanntem Lokal, den ich nicht näher ergründen kann. Ich kenne ihn schließlich kaum. Gar nicht, um genau zu sein.

Doch es fühlt sich an, als würde mein System kurzzeitig zur Ruhe kommen. Mein rasender Herzschlag beruhigt sich allmählich, meine Sicht wird klarer und meine Nervosität schraubt sich auf ein erträgliches Maß zurück. »Und wie heißt du, ma chérie?«, will er höflich lächelnd wissen.

Mein Blick huscht von ihm zu dem anderen, der weiterhin unbeweglich neben ihm steht. »Paige ... Paige Sullivan«, erkläre ich und verfluche meine Stimmbänder dafür, dass sie mich in dieser Situation im Stich lassen. Ich stehe gerade den Girard-Brüdern höchstpersönlich gegenüber. Das mache ich nicht nur an dem französischen Kosewort aus, das er sehr wahrscheinlich sehr inflationär verwendet. Er wirkt wie der Typ Aufreißer, der

allein mit seinem Lächeln und dem geraunten *chérie* die Höschchen der Frauen zum Fallen bringen kann.

Nein, es reicht ihr Name, um zu wissen, wer sie sind.

Girard.

Jules und Francis Girard.

Ich bin nicht die Person, die sich in ihrer Freizeit mit dem Inhalt von Klatschzeitschriften auseinandersetzt, aber die einflussreichsten Brüder Frankreichs sind auch an mir nicht vorbeigegangen – auch wenn ich bisher kein Bild von ihnen vor Augen hatte. Sie meiden die Öffentlichkeit, so die Gerüchte.

Aber den Namen Girard kennt hier jeder, der nicht gänzlich hinterm Mond lebt. Schließlich führen sie die größte Abzweigung des Familienunternehmens der *Girard Solutions* – hier in London. Was genau sie machen, weiß niemand so richtig – irgendwas mit Immobilien –, was man aber weiß ist: Sie haben Geld. Macht. Und Einfluss – ganz so, wie es ihr einnehmender Geruch vermuten lässt.

Und ich messe in falschen Maßstäben. Ihr himmlischer Duft sollte mir nicht einmal einen Gedanken wert sein. Schließlich kann ich seit der Sache mit meinem Ex getrost auf Männer verzichten. Er ist derjenige, wegen dem ich erst in diesem Schlamassel stecke und gezwungen bin, mich zu verkaufen. Etwas, das mir mit jeder Faser meines Körpers widerstrebt.

Langsam, ganz langsam kommt dieser Fakt, wen ich gerade ungehemmt betatscht habe, in meinem Kopf an und verursacht einen Klumpen Unbehagen in meinem Bauch. Oder besser: Wäre ich nicht so betrunken, wäre mir mein forsches Auftreten extrem peinlich. So aber schaffe ich es lediglich, etwas zu schnell zu blinzeln.

Was machen diese schwerreichen und gleichzeitig derart geheimnisvollen Typen ausgerechnet hier in diesem zwielichtigen Club?

»Sie sieht aus, als würde sie uns die Erkenntnis über unsere Identität am liebsten vor die Füße kotzen.« Dieser Jules sieht mich an, während seine Worte ganz eindeutig an seinen Bruder gerichtet sind. Sonst würde er ja wohl nicht in der dritten

Person über mich sprechen. Da mein Magen aber tatsächlich gefährlich rumort, halte ich den Mund.

»Komm«, sagt Francis und lässt seine Hand von meiner Schulter auf meinen unteren Rücken rutschen. Er führt mich sanft, aber ebenso bestimmt in den hinteren Teil des Clubs. Ich wehre mich nicht, dazu bin ich geistig tatsächlich nicht in der Lage. Und warum sollte ich? Er macht nun nicht gerade den Eindruck, als wolle er mich auffressen.

Ich lasse meinen verschwommenen Blick durch den großzügigen Saal huschen. In großen Abständen erkenne ich runde Tische, die in dunklen Nischen platziert sind und eine Menge Privatsphäre versprechen. Die Musik ist hier etwas mehr im Vordergrund, dennoch sind die Stimmen der Anwesenden zu vernehmen. Es ist nicht laut, aber belebt.

Ohne zu zögern, steuert der Nettere der beiden – Francis – das letzte dieser Abteile an und dirigiert mich auf die glatte Lederbank. Er lässt sich in seinem ebenfalls dunkelblauen Anzug geschmeidig neben mich gleiten, während sein Ebenbild mit einer undurchschaubaren Mimik gegenüber von uns Platz nimmt. Die Brüder wechseln einen knappen Blick, den ich nicht deuten kann. Dafür taucht nahezu sofort der Barkeeper an unserem Tisch auf, mit dem ich bereits das Vergnügen hatte. Er stellt vor den Männern zwei Gläser mit einer durchsichtigen Flüssigkeit ab, während er mir ein Wasser entgegenschiebt. Dankbar nehme ich es ihm ab und trinke einen großen Schluck. Ich habe nach wie vor Mühe, meine Gedanken beieinanderzuhalten.

Aber eins nach dem anderen. Sitzen ist erst einmal ein guter Plan, so laufe ich immerhin nicht Gefahr, umzufallen.

Jules würdigt mich keines Blickes, als er das kleine Glas unter seiner Nase schwenkt, Francis hingegen sieht mich an. Ich spüre seinen Blick seitlich auf meinem Gesicht und erwidere ihn mit einem deutlich flauen Gefühl im Magen.

»Also ... du bist ein neues Mädchen von Duncan, nehme ich an?«, fragt Francis und lächelt mich weiterhin auf diese unerträglich nette, zuvorkommende Art an. Er hat hellere Augen als sein Bruder, auch grün, doch sie wirken in der dunklen Atmosphäre um uns herum eher grau.

Wie ein Diamant, schießt es mir unpassenderweise durch den Kopf. Doch das Funkeln seiner Iriden kommt schon irgendwie hin. Ich weiß, ohne hinterfragen zu müssen, dass hinter seiner perfekt aufrechterhaltenen Fassade etwas schlummert, das mir nicht geheuer ist.

Es ist ein Bauchgefühl, das mehr als eindeutig ist. Dieser Mann macht mir etwas vor.

Und so wissend, wie sich seine Lippen zu einem amüsierten Lächeln verziehen, weiß er, dass ich ihn durchschaue. Doch er macht keine Anstalten, seine freundliche Fassade fallen zu lassen.

Ehe ich antworten kann, übernimmt Jules das für mich. Ohne von seinem Glas aufzusehen. »Ist sie nicht.«

Obwohl er recht hat, setze ich mich wütend auf. »Traust du mir das nicht zu?«, zische ich so angriffslustig wie möglich. Ich weiß nicht einmal, warum ich mich gekränkt fühle, weil dieser Mann – den ich nicht kenne – mir nicht zutraut, meine Dienste als Abendbegleitung und darüber hinaus erfolgversprechend anzubieten.

»Weil Duncans Mädchen sich nicht betrinken«, antwortet er kontrolliert und so leise und tief, dass mir seine Stimme einen Gänsehautschauer über die Hautpartie meines Rückens schickt, die von dem großzügigen Kleidausschnitt freigelegt ist.

»Aber du wärst gern eins«, schlussfolgert Francis, ohne mich aus den Augen zu lassen. »Du bist hier, um dir die zukünftige Kundschaft anzusehen.«

Wie klug er doch ist.

Ich wende den Blick ab und nehme einen großen Schluck von meinem Wasser, retten kann ich damit aber nicht mehr viel. Ich bin so betrunken, dass die Worte von ganz allein meinen Mund verlassen, ehe ich sie daran hindern kann.

»Ich habe morgen einen Termin bei ihm, um mich vorzustellen.« Wie das klingt. Ich verziehe das Gesicht. »Dabei sollte es nun nicht so schwer sein, als Nutte zu arbeiten, richtig?« Ich lache auf und klinge so verzweifelt, wie ich mich in diesem Moment fühle.

»Escort ist nicht gleich Prostitution«, korrigiert Francis

mich sanft, doch der freundliche Zug in seinem Gesicht ist verschwunden und etwas anderem gewichen. Kalkül.

Wieder wechseln die Brüder einen Blick, der ein ganz eigenes Gespräch beinhaltet – und dem ich nicht folgen kann.

»Doch, doch«, widerspreche ich ihm und habe Mühe, meine Aussprache unter Kontrolle zu behalten. »Wenn man so schnell so viel Geld braucht wie ich, kommt man um den best-bezahlten Aspekt des Jobs nicht herum.« Eine kluge Stimme in mir mahnt, es gut sein zu lassen und die Klappe zu halten. Diese Männer sind garantiert nicht die Richtigen, um ihnen mein Herz auszuschütten.

Doch der Alkohol macht mich redselig und lässt mich alle Bedenken nur zu gern ignorieren. »Das *Devilish Sins* hat den besten Ruf dieser Branche. Brady soll auf seine Frauen aufpassen.« Ich zucke mit den Schultern und mache eine knappe Geste mit der Hand durch die Luft, die die beiden Männer einschließt. »Ich meine, nehmt euch beide. Ihr seht nicht danach aus, als würdet ihr die Frauen, die ihr hier kauft, benutzen und anschließend im Straßengraben ihrem traurigen Schicksal überlassen. Nicht wahr?« Ich umklammere mein Glas Wasser, als würde es mich im Ernstfall am Umfallen hindern können.

Francis hebt deutlich überrascht beide Augenbrauen und lehnt sich auf seinen Unterarmen auf den Tisch vor uns. »Du denkst, wir haben es nötig, Frauen zu kaufen?«

»Warum seid ihr sonst hier?«, frage ich irritiert nach. Sind sie das nicht alle? Besteht das *Devilish Sins* nicht nur zu diesem Zweck?

Anscheinend habe ich die letzten Fragen laut ausgesprochen, oder zumindest genuschelt, denn die Brüder tauschen erneut einen belustigten Blick, bevor es Jules ist, der mich aufklärt.

»Wir kennen Duncan. Man trifft sich hier nicht nur zum Vögeln.«

Ich bin echt nicht prüde, aber die Art und Weise, wie dieser geschniegelte, dunkel wirkende Geschäftsmann *Vögeln* ausspricht, lässt mein ohnehin schon alkoholisiertes Blut aufwallen.

Ich verschlucke mich an meinem Wasser und peinlicher-

weise trifft meine ausgespuckte Wasserfontäne Jules' Sacko, das sicher mehrere hundert, wenn nicht gar tausend Pfund gekostet hat.

Verflucht. Die nächsten Schulden, die ich nicht bezahlen kann. Es ist zwar nur Wasser, aber vermutlich ist das Material seines Anzugs so exklusiv, dass es nur mit Luft und Was-auch-immer gereinigt werden darf, ohne das teure Garn unwiederbringlich zu zerstören.

Seine grünen Augen verengen sich zu Schlitzen, bevor er deutlich genervt nach einer schwarzen Stoffserviette greift, die auf dem Tisch liegt, und anfängt, den Stoff an seiner Brust trocken zu tupfen.

»Oh Gott, das tut mir leid!«, rufe ich, schlage mir eine Hand auf den Mund und springe auf.

Dann passiert so viel gleichzeitig, dass mein betrunkenes Ich – das eindeutig schuld daran ist – gedanklich nicht hinterherkommt. Es endet damit, dass der Anzug von Jules noch nasser ist, mein Glas in seinen Einzelteilen zersprungen am Boden liegt, Francis einen Lachanfall bekommt, während ich es irgendwie geschafft habe, auf Jules' Schoß zu sitzen. Mit der Serviette in der Hand, die ich immer wieder aufs Neue gegen seine Brust drücke, dabei ist sie genauso nass wie alles andere.

Dieser Versuch der Schadensbegrenzung ist so überflüssig wie die Verwendung eines Staubsaugers in der Wüste.

»Geh *sofort* runter von mir«, knurrt Jules und greift an mein Handgelenk. Seine Finger bohren sich in meine Haut und drücken so fest zu, dass ich einen Schmerzenslaut ausstoße. Seine Augen blitzen, als er mich rigoros von sich schiebt.

»Jules«, kommt es von Francis, der mich auffängt, bevor ich auf meinen High Heels einen Sturzflug hinlegen kann. »Sie ist betrunken. Reg dich ab.«

»Was genau wird das hier?«, ertönt in dem Moment eine Stimme hinter mir. Ich zucke zusammen, so durchdringend und autoritär schneidet sie durch die Luft. Francis verstärkt seinen Griff um meine Hüfte und zieht mich instinktiv an seine Seite. Ich kann mir nicht helfen, aber dieser Mann strahlt eine Ruhe aus, die auf mich überfließt. Ich gebe jede Gegenwehr – sofern noch vorhanden – auf und schmiege mich an

seine Seite. Etwas Halt ist ohnehin nicht verkehrt. Die Welt um mich herum schwankt gefährlich. »Wer ist das?«

»Das wirst du uns bald besser sagen können«, gibt Francis amüsiert zurück und dreht sich mit mir im Arm zur Seite. Mein Blick fällt auf einen Mann, bei dem sofort all meine Alarmglocken schrillen.

Wenn das Wort *Gefahr* eine Beschreibung bräuchte, könnte man guten Gewissens ihn nehmen. Er ist groß, breit gebaut, trägt eine Lederjacke über einem schwarzen Hoodie. Seine zerschlissene Jeans, die mit Ketten behängt ist, geht in massive Boots über. Die Tattoos schlängeln sich an seinem Hals hinauf und ein kurzer Blick auf seine Hände genügt, um zu sehen, dass auch diese dicht mit schwarzen Linien verziert sind, die unter seiner Kleidung verschwinden.

Nur langsam sehe ich auf. Ich ahne, mit wem ich es hier zu tun habe. Auch in seinem Gesicht machen die Tattoos nicht halt. Sie winden sich in Form von Schlangen über seinen linken Kiefer, bis sie hinter seinem Ohr verschwinden. Seine Haare reichen bis zur Schulter, sind dunkelbraun und gelockt. Als er nun eine Hand hebt, an der zahlreiche Ringe zu sehen sind, und sich eine dieser Strähnen hinter das bis oben hin gepiercte Ohr schiebt, überkommt mich ein erneuter Angstschauer.

»Ist das der Mann, für den ich arbeiten will?«, flüstere ich an Francis gepresst.

»Ja«, antwortet er genauso leise. Gleichzeitig spüre ich seinen Daumen, den er behutsam über die freigelegte Haut auf meinem Rücken gleiten lässt. Da ist der nächste Schauer, der über meinen Körper jagt – diesmal nicht aus Angst, sondern etwas anderem. Ich darf mich nicht derart zu diesem Mann hingezogen fühlen. Er ist nicht meine Liga. Das verstehe ich sogar, obwohl ich betrunken bin. Und dennoch entkommt meiner Kehle ein leises Seufzen, als ich mich an ihm festhalte.

Wie konnte ich auch nur eine Sekunde denken, ich könnte in diesem Milieu bestehen?

Mit so einem Mann als Chef?

Meinen Körper verkaufen?

Ich weiche zurück, entkomme Francis damit aber nicht.

»Sch«, macht er beschwichtigend. »Du musst keine Angst vor Duncan haben.«

Ich blinzele zu Francis auf, der mich weiterhin mit diesem sanften Lächeln besieht, doch die verborgene Botschaft meine ich trotzdem zu erkennen. Ich muss keine Angst vor Duncan haben – aber vor ihm? Und seinem Bruder? Ist es das, was er mir mit seinem eindringlichen Blick deutlich machen will?

Ich schlucke trocken gegen die Nervosität an, die meinen Hals hinaufkriecht.

Hierherzukommen war ein einziger, riesiger Fehler. Die ganze Idee war ein Fehler. Und doch habe ich keine andere Möglichkeit mehr, außer ich will Lizzy aufgeben – und das kommt einfach nicht infrage.

Aus dem Augenwinkel nehme ich wahr, wie Jules aufsteht, das nasse Sakko unachtsam auf die Lederbank zurückwirft und mit genervtem Ausdruck auf dem Gesicht anfängt, die Ärmel seines weißen Hemdes nach oben zu rollen. *Jetzt ist die Kravatte verrutscht.*

»Francis«, wiederholt der Clubbesitzer eindringlich, ohne mich anzusehen. »Ihr kennt die Regeln.«

Francis lässt mich nicht los, hebt aber beschwichtigend eine Hand. »Wir haben sie nicht angerührt.«

Der Typ tritt vor, ich weiche instinktiv zurück. Er sieht mich an und ich habe das Gefühl, unter seinem musternenden Blick kurzzeitig zu erfrieren. »Deine Bewerbung hatte ich auf dem Tisch.«

»Ich weiß«, sage ich mit fester Stimme. »Wir haben morgen einen Termin.«

»Morgen«, wiederholt er. »Was hast du dann heute hier zu suchen?« Er hebt vielsagend beide Augenbrauen, wobei sich die Schlangen auf seiner Haut anfangen zu bewegen. Gruselig. »In diesem Zustand.« Er muss nicht ausführen, was er meint. Ich weiß ja selbst, dass ich gerade nicht den besten Eindruck abgebe.

»Ich wollte mich lediglich umsehen«, nuschle ich und vergrabe meine Finger im seidigen Stoff von Francis' Sakko, bevor ich umfalle. Mein Sichtfeld schwankt verdächtig. »Ich bin nicht gern unvorbereitet.«

Duncan schüttelt abfällig den Kopf und tritt näher auf mich zu. Er riecht anders als die Brüder. Nach Tod und Blut. Möglicherweise bin ich im alkoholisierten Zustand etwas dramatisch. Wissen wir ja schon.

»Du brauchst morgen nicht zu kommen. Der Termin ist abgesagt. Ich werde dich nicht für mich arbeiten lassen.«

Meine Augen weiten sich von ganz allein, dabei überkommt mich bei seiner Absage eine Erleichterung, die jedoch ganz schnell von dem beißenden Gedanken überschattet wird, wie zum Teufel ich sonst in so kurzer Zeit so viel Geld aufreiben soll, wie ich es brauche.

»Nein, ich ...«

»Ich diskutiere nicht«, sagt der Typ und tritt zurück. »Und nun verlässt du meinen Laden. *Sofort.*« Er sieht auffordernd zu Francis. »Werdet sie los, dann reden wir.«

Francis weicht zurück, tauscht wieder einen Blick mit seinem Bruder, der diesen nur mäßig begeistert erwidert. Doch weder widerspricht er Duncan noch macht er Anstalten, für mich und mein Anliegen in die Bresche zu springen.

»Na, dann sorgen wir mal dafür, dass du heil nach Hause kommst, und setzen dich in ein Taxi, nicht wahr?« Er drückt mich noch einmal an sich, dann werde ich in Richtung Ausgang geschoben.

Statt einen Ausweg aus meiner Situation zu finden, habe ich mich nur noch tiefer in die Scheiße geritten. Wie war das? Der Teufel schießt immer auf den größten Haufen. Diese Aussage unterschreibe ich.

Herzlichen Glückwunsch, Paige.

Ich sollte in Zukunft wieder die Finger vom Alkohol lassen.